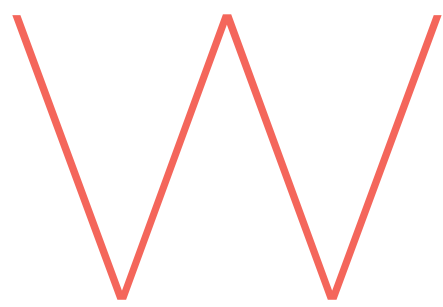


EIN TAG IM LEBEN VON MALAKOFF KOWALSKI

Die BIM-BIM-Theorie

Er ist als Filmkomponist und Poet am Piano bekannt. Nun hat Malakoff Kowalski Gedichte des Beat-Dichters Allen Ginsberg mit klassischen Klavierstücken eingesungen. Vor dem Jubel der Kritiker ist er in die Provence entschlüpft. Ein Besuch



Welcher Moment aber ist es, in dem der Künstler seine Seele offenbart? Vielleicht dieser. Der Pianist Malakoff Kowalski klettert die engen Gassen des provençalischen Bergdorfs Lacoste hoch. Die malerischen alten Häuser und den grandiosen Ausblick in den Luberon nimmt er nur nebenbei wahr, denn er doziert über die persische Küche und über die Bitterkeit und Aromentiefe der getrockneten schwarzen Zitrone.

VON ADRIANO SACK

Kowalskis Künstlernamen hat mit dem gleichnamigen Song der britischen Band Primal Scream nichts zu tun. Im Gegenteil, der Mann verachtet jedes Kulturprodukt, das nach den 1970er-Jahren erschienen ist. Was er dagegen verehrt, sind die drei großen Bs (Brahms, Bill Evans, Beethoven nur zähneknirschend), den Schriftsteller Charles Bukowski und seine maßgefertigte, längenverstellbare, silberne Serviettenkette, die jedoch in dieser Geschichte keine Rolle spielt. Und den Eintopf Ghormeh Sabzi, wie ihn seine Großmutter gekocht hat. „Ich fahre nach West-Berlin in die Kantstraße und kaufe dort die Zutaten ein“, erklärt er. Dann nimmt er sich den ganzen Tag, um sie zuzubereiten. Um zu prüfen, ob er auf dem richtigen Weg ist, verlässt er seine Wohnung, schließt die Tür – und öffnet sie wieder. Wenn der Duft, der ihm aus der Küche entgegenströmt, genau der gleiche ist wie der, den er aus seiner Kindheit kennt, dann und erst dann ist Kowalski zufrieden.

Über die Küche der eigenen Vorfahren kann jeder schwärmen. Aber auf den Trick mit dem Treppenhaus muss man erst mal kommen. Es ist diese Art von Versteiegenheit, die eine eigensinnige und völlig plausible Logik hat, die Malakoff Kowalski zu einem außerordentlichen Künstler macht. Er hat Filmmusik geschrieben, eine zeitlos schöne Trilogie von Pianoalben veröffentlicht und gerade ein Album vorgestellt, dessen Konzept ebenso ikonoklastisch wie romantisch ist.

Auf „Songs with Words“ spielen drei Virtuosen – Igor Levit, Chilly Gonzales und Johanna Summer – kurze Klavierstücke von Schumann, Ravel, Chopin, Germaine Tailleferre und anderen. Kowalski singt zu diesen Stücken Gedichte von Allen Ginsberg. Musik und Text sind also durch viele Jahrzehnte voneinander getrennt und absolut nicht füreinander gemacht. Das Ergebnis ist ein kleines Wunder: intim, virtuos, überraschend stimmig und völlig frei. Kowalski spielt nur auf zwei kurzen, von ihm komponierten Stücken selbst, aber seine Stimme flüstert direkt mit den empfindsameren Regionen des Zuhörers.

Auf die Anfrage, ob man sich für die Porträtreihe „Ein Tag im Leben von“ verabreden könnte, sagte er sofort zu. Und kam dann wenige Minuten später mit der verführerischen Gegenfrage: Ob man sich diesen Tag auch in der Provence vorstellen könne? Dort nämlich verbringe er gerade ein paar Wochen in der LOA Residency, einem wunderschönen, alten Landhaus, das eingeladene Künstler für Skizzen jeder Art, Müßiggang oder Radsport nutzen können. Ein Konzert spiele er auch. Und: Das Château de Lacoste des Marquis de Sade sei fußläufig zu erreichen.

Wenige Tage später steht Kowalski mit seinem Leihauto vor einer für Taxis reservierten Schranke am Flughafen von Marseille. „Ich arbeite die ganze Zeit. Ich mache, glaube ich, alle meine Mitbewohner verrückt mit meiner Geschäftigkeit“, sagt er hochzufrieden und legt den Rückwärtsgang ein. Er trägt nicht die Prinz-Heinrich-Mütze, ohne



Malakoff Kowalski vor der Ruine des Château de Lacoste, das früher dem Marquis de Sade gehörte

die er seit seinem Umzug von Hamburg nach Berlin kaum sichtbar oder denkbar ist, sondern einen scharf geschnittenen Strohhut und einen kittelartigen Baumwollmantel in einem vage indisch anmutenden Orange.

Man muss sich den Künstler als einen Mann vorstellen, der keine Zeit verliert. Noch bevor wir den Großraum Marseille und dessen majestätische Gebirgskante hinter uns gelassen haben, geht es bereits um seine Ablehnung der Gegenwart. Allerdings: „Wenn ich durch irgendeinen Grund Spotify verlassen müsste oder verlieren würde, wäre mein Leben zertrümmert. Das musikalische Archiv, die Playlists, darin steckt jahrelange Arbeit. Was, wenn das nicht transportierbar ist?“

Den Nachmittag verbringen wir auf der Terrasse des Hotels La Coquillade, dass sich neben der Weinproduktion einem ehrgeizigen Kulturprogramm für Gäste und Region verschrieben hat. Bei Club Sandwich und einem Glas Rosé gibt es eine Lektion in der Kunst des Klavierstimmens. Im Booklet seines Albums erwähnt Kowalski unter „Tuning“ Johannes Bunge. Dieser habe eine ganz eigene Stimmung für das über 100 Jahre

Malakoff Kowalski
Pianist und Komponist

1979 in Boston geboren, wuchs Malakoff Kowalski in Hamburg auf. Seit 2007 lebt er in Berlin. Man sieht ihn selten ohne Prinz-Heinrich-Mütze und oft mit dem Schriftsteller Maxim Biller, dessen Album „Studio“ von 2024 er komponierte und produzierte. Kowalski (natürlich ein Künstlername) hat für Kinofilme und Theater geschrieben, seine Solo-Piano-Alben wurden gefeiert. Das neue Album „Songs with Words“ hat er mit den Pianisten Chilly Gonzalez, Igor Levit und Johanna Summer aufgenommen. Das einzige All-Star-Konzert (also in der kompletten Besetzung) in Deutschland findet am 3. Juni im großen Saal der Berliner Philharmonie statt.

alte Krauss-Klavier entwickelt. „Perfekte Chorreinheit! Die Terzen und Dezimen in der Oktave nicht zu scharf. Wenn die Quinten dafür etwas zu schnell sind, ist das okay.“ Er wolle keine unruhigen Schwebungen, kein Flirren und kein Säuseln, sondern einen stehenden, fast dumpfen, dunklen Ton: „Rotwein, statt Champagner.“

Das es bei einem Glas bleibt, dafür sorgt der Künstler, denn nur wenige Stunden nach der Ankunft im Paradies gibt es Hausaufgaben für den Gast. Das Inlay des Vinyl-Albums von „Songs with Words“ muss Korrektur gelesen werden. Von draußen weht die Nachmittagsluft des Lubérons ins Zimmer, Kowalski deklamiert mit extradeutlicher Intonation die Gedichte von Allen Ginsberg, inklusive aller Satzzeichen: „Oh dry old rose of God, God großgeschrieben, Komma, Absatz/ that with such bleak perfume, Absatz/ and body to a tomb, Komma, Absatz.“

So sinnvoll das Verfahren auch sein mag, handelt es sich doch um die maximale Zerstörung der Gedichte, die er als Sänger so zärtlich interpretiert hat.

Natürlich lacht er irgendwann darüber, die Kluft zwischen Erhabenheit und Gepolter ist bei Kowalski schnell übersprungen.

Der 1997 gestorbene Ginsberg ist einer der Heroen der amerikanischen Beat-Ära, sein Gedicht „Howl“ beginnt mit den viel zitierten Worten „Ich sah die besten Köpfe meiner Generation zerstört vom Wahnsinn, ausgegerrt hysterisch nackt ...“. Als Kowalski am Soundtrack für den Leander-Hauffmann-Film „Stasikomödie“ arbeitete, stieß er auf den Dichter, denn der hatte einen (selbstverständlich fiktiven) Gastauftritt. Und dann kam dieser Moment als ihm aufging, dass ein paar aufsteigende Akkorde in einem Nachtstück von Robert Schumann einer Passage aus dem Elvis-Presley-Lied „Can't Help Falling in Love“ verblüffend glich. Handelte es sich um eine Parallelschöpfung? Kannte der Elvis-Komponist Hugo Perretti vielleicht Schumann? Oder kannte Schumann das französische Lied „Plaisir d'amour“ von Jean-Paul-Egide Martini, auf das sich Perretti bezog? Und könnte das funktionieren: Ginsbergs Gedicht „Refrain“ über diesem Stück, das so zum Lied wird? Auch Kulturgeschichte kann ein Kaninchenbau sein. Man kommt allerdings nicht mit einer neuen Verschwörungstheorie wieder raus, sondern mit einem erfrischenden Möglichkeitssinn. Jedenfalls, wenn man mit Malakoff Kowalski unterwegs war.

Nach dem Dinner probt er auf dem Hotelflügel, um die Stücke für das Konzert am nächsten Abend festzulegen. Es sind vor allem Lieder von den letzten drei Alben. Er hat sie seit zwei Jahren nicht mehr angerührt. Manches spielt er nur an, zuweilen seufzt er oder summt zustimmend, es ist ein Beschnuppern zwischen ihm und seinem Material. In einer Pause blicken wir in den nächtlichen Märznebel, der sich auf die Weinberge legt.

Am nächsten Vormittag bricht die Sonne durch, und auf dem Weg zum Château de Lacoste passieren wir knospende Lavendelfelder und blühende Kirschbäume, während Kowalski über Allen Ginsberg spricht. Desse laute, politische, sexuelle Lyrik habe er ignoriert, sondern die zerbrechlichen, tastenden Gedichte ausgesucht. Das Älteste sei von 1945, das Neueste von 1996 und beide gingen Hand in Hand: „Das ist doch unglaublich!“ Was liegt noch auf dem Weg? Ein Espresso, einige E-Mails und ein Eremit im Café Lacoste („Der Mann spricht nur mit seinem Hund“), Fotos vor der Schlossruine, Gespräch über den Moment im Schaffensprozess, wenn aus dem Tasten Sicherheit wird. Und die Frage, warum selbst Bach Banales geschrieben hat und keiner darüber spricht. Der Marquis de Sade, so stellt sich im Vorbeigehen heraus, war kein großer Einfluss in seinem Leben und Werk.

Ein paar Stunden später: Die Zugabe bei seinem Konzert im Hotel ist, so Kowalski, „der beste Song, der je geschrieben wurde“. Er haucht in den Schallraum des Flügels die ersten Worte von Nat King Coles „Nature Boy“: „There was a boy/ a very strange, enchanted boy ...“. Wenn es ein Emoji für die maximale Gänsehaut gäbe, würde man es jetzt und hier und für immer setzen.

Wie jeder deutsche Tourist besuchen wir noch den Wochenmarkt in Apt – der Pianist isst zum Frühstück eine portugiesische Paella. Auf dem Weg zum Flughafen erklärt Kowalski seine Liebe zu Charles Bukowski. Mit seinem Kollegen Chilly Gonzales, den er Gonzo nennt, habe er ein Fernsehinterview des Schriftstellers gesehen. „Er spricht über sein Schreiben. Wie er alles Überflüssige, Ornamentale weglässt. „It's gotta be Bim, Bim, Bim“, sagt Bukowski. Nur das Wesentliche. Wenn Gonzo und ich uns beim Komponieren verlaufen, dann sagen wir uns: mehr Bim, Bim, Bim!“ Malakoff Kowalski blickt aus dem Auto auf den gewaltigen Salzwassersee Étang de Berre: „Jetzt vor einer Fischbude sitzen und aufs Wasser schauen“, sagt er sehnsüchtig. Schnell hat er sich wieder gefangen. Der Pianist hat noch viel zu spielen.

DAS LETZTE WORT

Das Einzige, was man jetzt tun sollte, ist: nichts!



VON PETER PRASCHL

Am Wochenende, nachdem der amerikanische Präsident die Weltwirtschaft ruiniert hatte, flog er nach Florida, um Golf zu spielen, bei einem Turnier in seinem eigenen Club, das er selbstverständlich gewann. Wie jedes Turnier, an dem er je teilgenommen hat. Der Mann verliert ja nicht einmal bei Uno mit seinen Enkeln.

Die Empörung war groß. Die Kommentatoren hyperventilierten, das Internet raste. Wie konnte er nur? Gerade jetzt, wo die Kurse abschmierten, Rentenfonds kollabierten und Vermögen in Zeitraffer verdampften?

Dabei war es vielleicht das Beste, was er seit Beginn seiner zweiten Präsidentschaft je getan hatte. Nicht nur, weil man dankbar für jede Minute sein muss, in der er nicht seinen politischen Impulsen nachgeht – zwei Tage, in denen er keine Posts in den sozialen Netzwerken abgesetzt, keine beleidigenden Pressekonferenzen inszeniert und keine neue Katastrophe auf die Schienen gehoben hat. Sondern vor allem deshalb, weil das Einzige, was noch Sinn ergibt, wenn die Apokalypse anklopft, das Vergnügen ist.

Natürlich sagen alle, man müsse sich jetzt anstrengen. Fieberhaft nach Lösungen suchen! Portfolios umschichten! Gegenhalten!

Aber das ist bloß eine illusionäre Selbstbeschwörung, die sich an der Wirklichkeit bliamiert. Alle die Menschen, die jetzt ihr Geld verlieren, haben schließlich gearbeitet, gespart, investiert, Innovationen erdacht. Und dennoch: Alles wurde von einem Abgrund verschlungen, binnen Stunden.

”

ESKAPISMUS IST NICHT IMMER KAPITULATION. MANCHMAL IST ER DAS LETZTE MITTEL – UND EIN ZEICHEN DER SOUVERÄNITÄT

Jetzt noch mehr Anstrengung? Nein, danke. Weder Disziplin noch Ernst geschweige denn Verantwortungsbewusstsein nützen noch etwas. Der Abgrund bleibt, wo er ist und wird täglich größer. Wozu der ganze Stress, wenn man sich dabei bloß eine Depression einfängt? Vielleicht ist es sogar produktiv, den la-winenartigen Unsinn, der sich Weltwirtschaft nennt, nicht an sich heranzulassen.

Wenn einem die Zukunft genommen wird, bleibt einem nur die Gegenwart. Wer sie nicht nutzt, ist am Ende nicht nur arm, sondern auch noch schlecht gelaunt. Vielleicht ist das Einzige, was man jetzt tun sollte, also nichts. Oder wenigstens etwas Schönes. Gespräche führen, die Witze haben. Sich ins Café setzen. Netflix und Prime leerschauen. Einfach nur herumliegen. Oder auf dem Vulkan tanzen, bis man schwitzt. Das verändert nichts, macht aber wenigstens einen Abend einmal richtiger als alle Nachrichten.

Ja, das klingt zynisch. Ist es vielleicht auch. Aber was ist die Alternative? Noch ein LinkedIn-Post mit „Wir schaffen das“-Vibe und McKinsey-Grafik?

Eskapismus ist nicht immer Kapitulation. Manchmal ist er das letzte Mittel, nicht komplett wahnsinnig zu werden. Und ein Zeichen der Souveränität, sich nicht mehr beeindruckt zu lassen. Dabei zuzuschauen, wie Macher die Kontrolle verlieren, ist ja auch mal ganz schön.